Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 176. Samstag, 31. Juli. 1915.

(18. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Emma Haushofer-Merk.

Bruno, der einige Semester verbummelt hatte und keine Lust zu dem ernsten Studium fühlte, das doch notwendig gewesen wäre, wenn er an ein Examen denken wollte, lag ihr nämlich mit neuen heißen Wünschen im Ohr: Er wollte zum Theater. Bei ein paar Dilettantenvorstellungen, bei denen er mitgewirkt, glaubte er sein Talent entdeckt zu haben und die Aussicht, als jugendlicher Liebhaber den Beifall heiterer Menschen zu ernten, schien ihm viel verlockender als das mühevolle Lernen, als die ernste Praxis in einer Klinik unter Kranken und Sterbenden.

Frau Ada hatte erst gezögert, ihm zuzustimmen, weil sie den Widerstand ihres Gatten fürchtete. Aber es reizte sie doch sehr, mit dem Sohne in die Interessensphäre ihrer Jugend zurückzukehren, aufs neue in Fühlung zu kommen mit den Brettern, die immer noch für sie die Welt bedeuteten. So konnte sie dem Drängen und Bitten ihres Lieblings nicht auf die Dauer standhalten, und sie gab ihm endlich die Zusage, sie wolle ihm in den Landmonaten Unterricht erteilen.

Felicitas wollte bei dem Vater bleiben, die übrige Familie aber zog schon im Juni in ein reizendes Häuschen mit großem parkähnlichen Garten, nahe bei Fischbach.

Olly ging gerne in das stille Dorf. Jene Unrast und Unzufriedenheit hatte sie ergriffen, die bei den Mädchen aus guter Familie, die nichts zu tun haben, förmlich eine typische Krankheitserscheinung ist. Nach einigen vertanzten, verlachten Jahren werden sie mit einem Male niedergedrückt von der Nichtigkeit ihrer Beschäftigung, von der Ziellosigkeit ihrer Existenz. Nur ganz Oberflächliche und Gedankenlose bleiben von dieser seelischen Depression verschont. Olly war klug und fühlte eine heiße Lebenskraft, die sie nicht zu nützen wußte. Immer nur Tennis spielen, Schlittschuh laufen, rodeln — immer nur spielen! Sie hatte es satt! Zum Entsetzen der Mama packte sie ihren Koffer voll mit ernsten Büchern. Lernen, studieren wollte sie und in der ländlichen Stille auch ihr schriftstellerisches Talent versuchen.

Erfolg haben! Berühmt werden! Das waren ihre Träume!

So war denn jedes mit eigenen stillen Plänen beschäftigt und froh, von der Stadt fortzukommen. Nur auf den strengen Zügen Fannys lag ein ungewöhnlich verdrossener Ausdruck.

Frau Dr. Robertus hatte sich bisher im Sommer stets mit einer Aushilfsköchin beholfen, nur draußen auf dem Lande noch irgend ein Landmädchen für die grobe Arbeit engagiert. Fannys Tochter hatte in den Sommermonaten verschiedene Unterrichtskurse mitmachen dürfen; im Nähen, im Frisieren, im Bügeln und zuletzt im Servieren. Dabei hatte die Mutter, die bei Dr. Robertus in der Stadt bleiben mußte, das Kind unter den Augen behalten und Zeit gehabt, ihre Anna jeden Abend abzuholen wie ein kleines Schulmädchen, damit sie ja auf dem Heimwege keine Bekanntschaft anknüpfte. In diesem Sommer aber erklärte Frau Robertus, die immer dicker und unbeweglicher wurde, sie wolle die Jungfer nicht missen. Anna habe jetzt genug gelernt, und sie sei ein vernünftiges Geschöpf, das sie wohl einige Monate lang sich selbst überlassen werden könne; überdies wäre sie ja auf der einsamen Villa vor allen Anfechtungen bewahrt.

Fanny, die wohl anerkennen mußte, wie lange die Herrschaft Geduld gehabt und die eine namenlose Angst hatte, die gnädige Frau könnte am Ende eine andere Jungfer nehmen wollen, wagte keinen Widerspruch. Aber es war ihr sehr bedrückend, daß sie zum erstenmal die Tochter aus ihrer Aufsicht entlassen sollte, während Annas Augen glänzten vor Freude, daß sie mit auf das Land durfte; vielleicht auch, weil sie endlich der allzu strengen Bevormundung entrückt werden sollte.

Fanny erging es wie vielen anderen verbitterten Menschen. Sie hatte die schmerzliche Erfahrung ihrer Jugend nicht vergessen und ihren Groll und Haß wie einen düsteren Lebensinhalt aufgespeichert. Aber was sie in ihr Unglück getrieben: ihre eigenen jugendlichen Empfindungen, ihr Verlangen nach Heiterkeit, nach Lebenslust, die Regungen ihres Herzens waren ihr aus dem Gedächtnis entschwunden. Anna sollte so vernünftig sein, wie sie es war mit ihren vierzig Jahren nach ihrer Enttäuschung. Sie gönnte ihr in ihrer Angst und Sorge keine Zerstreuung, nicht das harmloseste Vergnügen, hielt sie von allem Verkehr mit Männern zurück, und predigte ihr nur immerfort, daß diese alle Gauner und Schufte seien, wie Wegelagerer bereit, sich auf ein junges Mädel zu stürzen, wenn es ihnen nicht entschlossen auswich.

Aber das Bedürfnis nach Liebe läßt sich eben nicht fortgraulen, und da die hübsche Anna wie eine Gefangene gehalten war, hängte sie ihr junges Herz an den einzigen jungen Mann, der überhaupt in ihre Nähe kam: an Bruno. Die heimliche Schwärmerei für den „jungen Herrn" war um so gefährlicher, als ihre Mutter, die sonst das ganze Geschlecht haßte, für Bruno, den sie seit seinem dritten Jahr überwacht, versorgt, gepflegt hatte, eine Art mütterlicher Zärtlichkeit hegte. Überdies gehörte Fanny noch zu dem alten Schlag von Dienstboten, die eine tiefe Kluft zwischen sich und der „Herrschaft" anerkennen, und Anna war in diesem Respektgefühl erzogen worden.

Sie hielt sich auch für viel zu gering, als daß jemals das Auge des Gebieters, der ihr obendrein noch durch seine hübsche Erscheinung, durch seine Eleganz imponierte, auf sie fallen könnte. Sie begnügte sich mit dem bescheidenen Glück, seine Kleider ausbürsten, sein Zimmer aufräumen zu dürfen und zärtlich über die schönen Krawatten hinzustreichen, die er herumliegen ließ und die sie in die Schubfächer einordnen mußte.

Bruno hatte die strenge, energische Warnung des Vaters, damals als Anna zu ihnen in das Haus kam,

nicht vergessen. Er war immer höflich, aber er beachtete das hübsche Mädchen nicht weiter. Ach, er hatte so viel Glück bei den Frauen, daß er wirklich nicht auf die Zofe seiner Mutter angewiesen war!

Aber draußen in Fischbach, auf der stillen Villa, war es anders. Er fing bald an, sich zu langweilen trotz des eifrigen Rollenstudiums.

Einmal, als er eben den Mortimer deklamierte und mit seiner klaren, frischen Stimme die glühenden Liebesworte hinausschrie:

„Was ist mir alles Leben gegen dich
Und meine Liebe! Mag der Welten Band
Sich lösen, eine zweite Wasserflut
Herwogend alles Atmende verschlingen —
Ich achte nichts mehr! Eh ich dir entsage,
Eh' nahe sich das Ende aller Tage!"

da hörte er im Flur ein Geräusch. Er öffnete die Tür und frug etwas ungeduldig:

„Wer ist denn da?"

Draußen stand Anna erglühend und stammelte verwirrt: „O, verzeihen S, Herr Robertus, daß ich zugehört hab'. Es war gar so schön!"

Sie war sein erstes Publikum. Es war sein erster Erfolg.

„Hat es Ihnen gefallen, Anna?" sagte er, sehr geschmeichelt, und schaute sie freundlich an. Nie war ihm das Mädchen noch so hübsch erschienen, wie nun mit ihrem Ausdruck verlegener Bewunderung.

Am Abend, als sie das frische Wasser in sein Zimmer trug, fragte er sie noch mal: „Also Sie hören es gern, wenn ich lerne?" Und da sie so lebhaft nickte, fügte er hinzu: „Sie waren wohl noch nie im Theater?"

„Ach, nein!" sagte sie und warf schmollend die roten Lippen auf. „Die Tante läßt mich ja gar nirgends hin!" Sie sagte niemals die Mutter.

„Warten Sie nur, Anna!" versprach er ihr und tätschelte ihr die Hand. „Wenn ich einmal auftrete, dann kriegen Sie einen freien Platz, ganz vorn, — dann müssen Sie aber auch klatschen!"

„Wirklich!" Mit dankbarer Glückseligkeit blickte sie ihn an, wie verklärt. Das tat wohl. Denn sonst hatte er noch sehr wenig Dank für seine schauspielerischen Bemühungen. Sogar die Mutter war beim Lernen streng und tadelte bald die Aussprache, bald die Betonung, und Olly brummte mit ihrer schwesterlichen Aufrichtigkeit jeden Morgen: „Wann fängst du denn wieder zu brüllen an, Bruno? Dann muß man nämlich die Flucht ergreifen! Ich werde mir noch Antiphone anschaffen, denn im ganzen Hause hört man dein Gewese als Mortimer!"

Sie lief tatsächlich immer fort, wenn die Stunde anfing. Stille, gut gehaltene Waldwege führten in eine Schlucht, in der man den Einöd brausen hörte, wo es dunkel war und kühl. Olly liebte diese düstere Wildnis, dieses Wasserrauschen, diese Einsamkeit im Bergschatten.

Ein kleines, unbedeutendes Erlebnis bestärkte sie noch in ihrem Hang zum Alleinsein, in ihrer weltschmerzenden Stimmung.

Sie war an einem Sonntag mit Bruno in das nächste Dorf geradelt, nach Flintzbach, wo in einer großen Scheune von den Bauern Theater gespielt wurde! Frau Ada hatte sich trotz ihrer Freude an jeglicher Komödie nicht dazu aufraffen können. „Nein, diese Luft!" sagte sie, „das ertrage ich nicht!"

Es roch auch wirklich nicht gut. Aber rührend war die Andacht, mit der die ländlichen Zuhörer, dicht gedrängt, auf ihren Bänken saßen und das Stück miterlebten! Man spielte die „Räuber" von Maria Kulm. Die Kostüme, die in dem Ritterstück verwendet wurden, zeigten eine so wunderliche Zusammenstellung, daß Bruno das Lachen verbeißen mußte, so oft wieder eine neue Figur auftrat: Ein Ritter mit einem römischen Harnisch, einem mit Federn geschmückten alten Artilleriehelm und Wasserstiefeln zu den Trikots. Und das Ritterfräulein, halb Gretchen, halb Inntalerin, mit angehängten Zöpfen aus Flachs und riesigen roten Händen, der Räuber mit einem schottischen Plaid, aufgestülpten Hemdärmeln und einem ganz modernen grünen Hut mit roter Hahnenfeder. Aber man bekam gleich böse Blicke, wenn man die Sache mit zu viel Humor aufnahm, und Olly flüsterte ihrem Bruder zu: „Sei doch still mit deinen Bemerkungen. Wenn ich lache, dann machen sie uns einen Skandal!"

Neben Olly und Bruno saßen noch andere Städter, unter diesen auch ein Geschwisterpaar. Man tauschte unwillkürlich Blicke, und da das Fräulein eine sehr niedliche Blondine war, stellte sich Bruno während der Pause vor.

„Leutnant von Gräfe!" sagte der Bruder der jungen Dame.

Sie wohnten in einem benachbarten Dorfe, waren da auf einem Gute eingeladen, und das junge Mädchen beklagte sich nach einer Weile, daß sie gar nirgends hinkomme. Ihre Wirte seien alt, ihre Mama habe auch wenig Lust zu gehen.

„Und ich möchte doch riesig gern einmal auf einen Berg! Nicht einmal bei der kleinen Kapelle ganz nahe bei Fischbach bin ich noch gewesen!" sagte sie mit einem ganz traurigen Gesichtchen. „Mein Bruder ist nur an Sonntagen hier außen und dann ist er zu bequem!"

„Aber holen Sie uns doch einmal ab, liebes Fräulein!" erwiderte Olly freundlich. „Wir gehen sehr gern auf den Petersberg oder wohin Sie sonst wollen!"

Die Kleine schien hocherfreut, und Bruno unterhielt sich mit ihr mit seiner gewinnbringenden Liebenswürdigkeit.

„Der Name Robertus ist mir so bekannt. Sagen Sie, gnädiges Fräulein, hat nicht eine Schwester von Ihnen einen Kameraden geheiratet?" bemerkte der Leutnant.

„Ja, Oberleutnant von Fahrenstein — ist mein Schwager", mußte Olly wohl erklären, obwohl ihr dieses Thema nicht angenehm war.

„Der jetzt zur Schutztruppe ging?"

Zum Glück hob sich eben der Vorhang und ein ungeduldiges „Ruhe! Ruhe!" der erwartungsvollen Zuhörer schnitt Olly jede weitere Antwort ab.

Als das Stück zu Ende war, schied man von den neuen Bekannten mit gegenseitigem herzlichen: „Auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrucht.

Die Dümmsten putzen sich am meisten; so sind die dümmsten Tiere, die Insekten, am buntesten. Jean Paul.

Arbeiter als Kriegsdichter.

Das große Erlebnis des Krieges, das die Herzen aller im Innersten aufgewühlt und erschüttert hat, ist von den deutschen Arbeitern besonders stark empfunden worden, wie ihre prachtvolle Haltung vor dem Feind und in der Heimat beweist. Wie so viele, ihnen selbst kaum bewußte innere Kräfte gelöst wurden und sich ans Licht rangen, so sind auch plötzlich unter den Arbeitern starke dichterische Begabungen erstanden, und ihre Gedichte gehören mit zu dem Echtesten und Schönsten, das die neue Kriegsdichtung hervorgebracht. Eine Anzahl dieser Arbeiter-Kriegsdichter tritt uns in der Sammlung neuer Kriegsgedichte entgegen, die im Verlag von Eugen Diederichs in Jena unter dem Titel „Sieg oder Tod" erscheint, und wir können in diesen wirkungsvollen, z. T. noch ungedruckten Versen verfolgen, welch gewaltige Eindrücke der Krieg der Arbeiterschaft geschenkt hat. So schildert der hochbegabte Wiener Arbeiter Alfons Petzold das Offenbarwerden dieser neuen Macht in einem großen Symbol:

Aus unbekannten Tiefen stürmt es her,
Es donnert an die Wände, überbraust
Der Räder Sausen, stäupt die Säle leer
Und reißt vom Werke jede Arbeitsfaust.
Seit Jahren wühlte es aus Angst und Haß
Sich aufwärts in das grelle Tageslicht.
Nun ist es fremd dem dunkelen Gelaß
Und glüht aus jedem finsteren Gesicht.

Aus dem Herzen des deutschen Arbeiters entringt sich in dieser Stunde der Gefahr ein inniges Bekenntnis zu Deutschland, wie ihm Karl Bröger so schöne Worte geliehen:

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir freudig fort,
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland!

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund,
Alle schützen wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland!

Nun reckt der Arbeiter die Faust, die er vorher zu Werken des Friedens geschwungen, zur heiligen Arbeit fürs Vaterland mit derselben unverdrossenen Ruhe. Alfons Petzold dichtet:

Wir sind nur Proleten, aber wir lieben die Erde,
Die unsern Schweiß in rauschenden Strömen trinkt,
Fort in die Schanzen, hoch auf die scharrenden Pferde,
Wenn auch der Tod mit der sausenden Sense winkt.

Nicht gezagt und gewankt, wir wollen das Ende erwarten,
Als stünden wir ruhig in Bergwerk oder Fabrik;
Neben den Fahnen heben sich unsere Standarten,
Uns nur zur Sicht, verkündend ein bess'res Geschick.

Der Schmied Peter Bauer singt in ähnlichem Ton:

Den Eisenhammer in der Faust
Zu Schwung und Schlag,
Von Dampf, Motorgesurr umbraust
Nur so kannt ich den Tag.

Nun jauchzt der Schlachtruf hell und laut.
Das Eisen her,
Die Arbeit, wie man Feinde haut,
Wird meinem Arm nicht schwer!

Seinen Ausmarsch mit den Brüdern schildert der Kesselschmied Heinrich Lersch:

Ein Gewehr mein Vater hat getragen,
Als er einst zum Kampfe zog,
Und auch sein Herz hat in Lust geschlagen,
Als der Kampfruf durch die Lande flog.
Sein Herz schlug wie meins;
Jetzt schlagen sie wie eins.
Wann gezogen werden muß, dann drauf!
Sonst sieht Deutschlands Ehre nimmer auf.

Deutschlands Ehre soll von neuem glänzen
Durch der Schönheit freien Mut!
Reine Hände sollen sie bekränzen,
Blüht der Lorbeer auch von unserm Blut.
Kamerad, ich und du,
Der Freie ruf mir's zu.
Keiner sei von uns als Mann geehrt,
Der nicht Kampf und Sieg und Tod begehrt.

Aus dem Schützengraben erzählt der württembergische Kannenlöter Egle, der seitdem den Heldentod erlitten hat, wie sie still liegen mußten und trotz ihrer Ungeduld nicht an den Feind durften:

Wir haben die Gewehre fest an uns gedrückt
Die Finger in ohnmächtiger Wut geballt
Und dachten: „Kommt der Befehl jetzt nicht bald,
So brechen wir vor, komme was mag."
Und warteten doch bis zum vierten Tag.
Oft wenn die Geduld schon zu brechen schien,
Hielt uns nur die eiserne Disziplin.
Wir haben gewartet hundert Stunden
Und haben geblutet aus gleich vielen Wunden.

Daß der Hunger an unseren Kräften genagt,
Danach hat keiner weiter gefragt.
Nur eins das Herz schier zerrissen hat,
Wenn ein Sterbender stammelnd um Wasser bat,
Und wir konnten den brennenden Durst nicht stillen
Den letzten flehenden Wunsch nicht erfüllen;
Alle Feldflaschen leer — — keinen Tropfen mehr.
Und werde ich siebzig, und werde ich mehr,
Das Eine vergesse ich nimmermehr.

Heinrich Lersch dichtet einen Schlachtgesang, dessen Strophen stets in einem Gedenken an die Mutter Germania ausklingen:

Heiliges Vaterland, wenn wir dich grüßen,
Soll der Gruß des Sieges Kunde sein.
Wanken wir, so müssen wir es büßen.
Weichen? Tausendstimmig schallt es: Nein!
Vorwärts! Alle Mann!
An den Feind heran!
Singt die Lieder unsrer Väter wieder,
Denn es ist der Rache Stunde nah!
Und wir haben Millionen Brüder,
Unsre Mutter heißt Germania!

Und Alfons Petzold grüßt das Deutschland der Zukunft mit den folgenden tiefempfundenen Versen:

Deutschland muß größer werden!
So hör' ich rufen allerwärts.
Ja, es muß größer werden,
Muß reichen auf der Erden
In jedes Hirn und Herz!

Deutschland muß stärker werden!
Kraft blüh aus jedem Schuß und Streich!
Ja, es muß stärker werden,
Muß gründen auf der Erden
Der Menschheit goldnes Reich.

Bunte Welt.

Aus der Kriegszeit.

Rasieren am Grenzdraht. Eine reizende Grenzidylle, die an der Beltkiner Sprachenecke zwischen schweizerischen und österreichischen Soldaten möglich ist, erzählt der schweizerische Oberst Karl Müller, der seit einigen Wochen die dortigen Grenzverhältnisse studiert. Ein Schweizer Barbier, der dort im Soldatenrock zur Grenzwache kommandiert ist, rasiert österreichische Offiziere, die jenseits des Grenzdrahtes auf österreichischem Boden sich befinden, während der eidgenössische Barbier-Soldat auf schweizerischem Boden stehen bleibt. Das kameradschaftliche Verhältnis wird auch im Austausch von weißem Kommißbrot gegen k. k. Zigaretten ausgeübt.

* * *

Ein Jubiläum des Bleistiftes. In friedlichen Zeiten hätte man sicherlich nicht so ganz vergessen, wie es jetzt tatsächlich geschehen ist, daß vor 250 Jahren der Bleistift erfunden worden ist. 1664 entdeckte man zu Borrondale in Cumberland eine Granitgrube, die man 1665 ausnützte, indem man aus ihrem Material ein Schreibzeug herzustellen versuchte. Denn man hatte sofort erkannt, daß diese Entdeckung für das praktische Leben sowohl für die Kunst wichtige, wohltätige Neuerungen im Gefolge haben konnte. Die Granitblöcke wurden gefördert, in längliche Stückchen zersägt, mit Holz umschlossen und so auf einem neugeschaffenen Londoner Graphitmarkte das Kilogramm für ungefähr 350 M. Durchschnittswert zur Versteigerung gebracht. Der Erfolg war außerordentlich. Er war so groß, daß man eine Erschöpfung der kostbaren Grube befürchtete und sie darum jährlich nur sechs Wochen lang offen hielt; in dieser kurzen Frist wurden stets für etwa 800 000 M. Graphit gewonnen. Trotzdem verminderte sich allmählich die Ergiebigkeit, und nach 1½ Jahrhunderten hatte das Material so viel von seiner Güte eingebüßt, daß man es im Grunde nur noch mit einer Abfallmasse des einst wundervoll zarten und reinen Bleis zu tun hatte. Damals siedelte die junge Industrie nach Frankreich über. 1765 kam man dort auf den Gedanken, das Graphit durch eine Beimischung von Ton noch brauchbarer zu machen. Es geschah und erwies sich als eine bedeutende Verbesserung. Aber man wußte selbst, daß man die Höhe der Leistungsfähigkeit nicht erreicht hatte; es wurden wohl schon Bleistifte verschiedener Sorten und Härtegrade verfertigt, doch es fehlte noch die Feinheit der Bearbeitung, die der spröde Stoff verlangte, um den hohen Anforderungen namentlich für die Verwendung durch die Künstler zu genügen. Sie hat man im Laufe der Jahre bei eingehendem Studium und gewissenhafter Arbeit mühsam erworben. . . . Bei uns bürgerte sich der Bleistift erst verhältnismäßig spät ein. Die frühesten Spuren der Bleistiftfabrikation stammen aus dem Jahre 1726 und aus dem Dorfe Stein bei Nürnberg. 1766 errichtete Graf Grousfeld mit landesherrlicher Bewilligung zu Zettenbach eine Bleistiftfabrik. 1777 erwähnte bereits Beckmann in seiner „Technologie" die Kunst der „Bleistiftmacherei", allerdings nur in kurzen, ganz oberflächlichen Bemerkungen. 1816 schuf die bayerische Regierung in Oberzell eine Fabrik, die sie nach ihrem Ausbau in Privathände gab. Zu Budweis, Regensburg, Nürnberg, Passau erstanden weitere Fabriken. Die größte aber, die in der Zukunft die erste werden sollte, gründete 1760 Kaspar Faber in Stein bei Nürnberg. Sie besteht noch heute, sie wuchs sich aus zu der Größe und Bedeutung, die jeder kennt, und sie wurde schließlich zu einem Beweis dafür, was deutscher Fleiß aus bescheidenen Anfängen und zunächst unter denkbar ungünstigen Umständen zu leisten vermag.

Neues vom Büchermarkt.

Romane, Novellen.

* Burg Tresa", eine Erzählung, in der es spukt. Humoristischer Roman von C. von Dornau. (Verlag Gerstenberg in Leipzig. 295 Seiten.) Schon der Anfang stellt uns vor eine belustigende und nachdenkliche Aufgabe, deren Lösung außerordentlich überraschend und doch sehr folgerichtig der Schluß bringt. Ein boshafter, wunderlicher Erbonkel bestimmt in seinem Testament, daß seine sämtlichen Familienangehörigen sich nach seinem Tode auf der alten, bisher nur von ihm bewohnten Stammburg des Geschlechtes Tresa als seine Gäste aufzuhalten haben, um so selbst den würdigsten Erben aufzuweisen. Die Verwandten schildert nun die Verfasserin mit ihrer bekannten köstlichen Laune ungemein drollig. Es beginnt auf der alten Burg für drei Sommermonate ein gar heiteres Treiben, ein närrisches Spuken, nicht nur in den Gängen und Hallen des alten Raubritternestes, sondern auch in den Köpfen und Herzen drei freiwillig-unfreiwillig dort Eingeschlossenen. Ein sonniger frischer Humor durchweht den ganzen Roman, der Herz und Gemüt erfreut und dem man leider nur zu selten begegnet.

* „Wovon sie träumen." Herziges und Heiteres von verschiedenen Autoren. Herausgegeben von Erwin Rex. (Verlag P. Langenscheidt, Berlin.) Es fällt schwer, zu sagen, welcher dieser 27 kleinen Momentaufnahmen des Lebens die Siegespalme gebührt. Sicher ist, daß sie durchweg gut sind. Ettlinger, Wolzogen, Berndt usw., lauter Namen von gutem Klang und sicherem Können; der eine Impressionist der Feder, aber ohne Härte, getönt und geklärt durch ein nahezu überästhetisches Empfinden, das ihn auch behütet, sich in Extreme zu verlieren. Das ist Berndt. Ein anderer, Wolzogen, versteht es, mit wahrer Virtuosität einen Komplex glühender Leidenschaften, lässiger Blasiertheit, grausamer Lust und graziöser Tändelei dramatisch durch einen sprachlichen oder technischen Kunstgriff spielend zu entwirren. Andere der Novellen zeigen einen leicht sentimentalen Einschlag von echt deutschem Sinn. Sehr zu bedauern ist, daß die Ausstattung des Buches manches zu wünschen übrig läßt.

M. v. L.

* „Die Frau ohne Alltag." Roman von Hanns von Zobeltitz. (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß ein Romanschriftsteller von so erstaunlicher Fruchtbarkeit wie Hanns von Zobeltitz, von dessen Feder in jedem Jahre durchschnittlich zwei Bände in die Welt hinausgehen, noch einer seelischen Vertiefung fähig ist, wie dieses Buch sie offenbart. Fontane hat uns diese Probleme kaum eindringlicher dargestellt, kaum verstehender und vergebender das Gemütsleben der unverstandenen Frau mit erleben können, die in unbestimmter Sehnsucht nach einer großen Erregung, bei innerer Vornehmheit zur ehelichen Untreue hingeführt wird. Und doch ist uns jetzt in unseren Tagen, wo das eherne Gesetz der Pflicht, der große Gedanke des freudigen Opfers alles beherrscht, dieses im Grunde doch der Laune, einem wenn auch noch so verfeinerten Egoismus hingegebene Innenleben der liebenswürdigen Heldin so ganz fremd geworden, und fast kommt uns das milde Verzeihen, mit dem der Dichter an seinen Stoff herantritt, seine ruhige Objektivität schwächlich vor. Wir möchten herbere Töne fordern, charaktervollere Ethik. Durch solche Betrachtung soll denn freilich weder der menschliche noch der künstlerische Gehalt des Buches geschmälert werden, das neben jener Seelengeschichte zugleich feingezeichnete Bilder aus dem Geistesleben Weimars zu Karl Alexanders Zeiten mitgibt.

„Halali." Die schönsten Jagdgeschichten der Welt, herausgegeben von Rolf Bongs. (Georg Müller, München.) Jedem Jagd- und Naturfreund wird dieses Buch eine wahre Freude bereiten. Jäger aller Nationen kommen zu Wort, Jagden auf Wild aller Erdteile werden geschildert. Wie H. G. Ewers in seinem Geleitwort schreibt, ist es dabei kein Fehler, daß Roosevelt nicht aufgenommen wurde, denn dieser ist kein weidgerechter Jägersmann, sondern nur ein „Schießer".

* „Memoiren von Li Hung Tschang." Ins Deutsche übertragen von Gräfin M. von Hagen. (Verlag Karl Siegismund, Berlin, SW. 11.) Li Hung Tschangs Name ist als der des wohl bedeutendsten chinesischen Staatsmannes des letzten Jahrhunderts so bekannt, daß es sich erübrigt, auf die Bedeutung seiner Aufzeichnungen hinzuweisen. Sie sind für den Auslandspolitiker wie für den Chinaforscher gleich wertvoll. Wir lernen erkennen, wie sich unsere europäische Kultur in dem Kopfe eines hochbegabten und völlig modern denkenden Ostasiaten darstellt.

* „Leutnant Mucki." Roman von Frhr. v. Schlicht. (Verlag B. Elischer Nachfolger, Leipzig.)

Kriegsliteratur.

* „Und wenn die Welt voll Teufel wär!" Ein Bericht, wie kleine Leute den großen Krieg miterlebten. Von Otto Rodohorst. (G. Grothesche Verlagsbuchhandlung.) Noch läßt sich nicht abschätzen, wie reich der Gewinn sein wird, der unserer Kunst aus den mächtigen Anregungen der großen Zeit zuströmt, vieles wird später vergessen sein, dessen Wirkung jetzt durch das stoffliche Interesse und die Begeisterung des Lesers gesteigert wird. Daß aber dieser Kriegsroman auch nach dem Zurückströmen der großen Gefühlsflut bleiben wird als unvergängliches Dokument gewaltiger Tage, kann niemand zweifelhaft sein, der echte Kunst von gutgemeinter, gesinnungstüchtiger Rhetorik zu unterscheiden vermag. Drei Getreue ziehen hinaus aus ihrem Heimatdorfe in blühender Heide, einfache Menschen, in deren Inneren aber ganz rein und ergreifend das Vaterlandsgefühl und der Opfergedanke sich kundgibt. Sie sind typisch, Tausende gibt es, die ganz dasselbe fühlen und ebenso handeln und doch wieder Kinder ihrer engeren Heimat, verschieden in ihrer Menschlichkeit. Was sie erleben, ist das alles, was wir täglich in den Zeitungen lesen. Erhebendes und Schreckliches, und doch wie viel mächtiger fühlen wir es mit, wenn ein wahrhafter Dichter es uns darstellt. Das alles ist deutsche Kunst im höchsten Sinne, verwachsen mit dem Tiefsten und Besten unserer Volksseele.

Juristisches.

* „Schuldnernot." Aus der Rechtspraxis des Schuldners. In 8 Tagen unpfändbar — der geprellte Gläubiger und anderes. Von Dr. jur. Ed. Karlemeyer. (Verlagsanstalt E. Abigt, Wiesbaden.)

Verschiedenes.

* Dr. M. v. Kemnitz: „Moderne Mediumforschung." Kritische Betrachtungen zu Dr. v. Schrenck-Notrings Materialisations-Phänomene. (J. F. Lehmanns Verlag, München. 1914.) Wenn man dem großen Physiker Helmholtz von den spiritistischen Phänomenen der Amerikaner Davenport erzählte, welche in den siebziger Jahren bei uns großes Aufsehen machten und einen Naturforscher wie Zöllner-Leipzig in die Irre führten, pflegte Helmholtz zu antworten: „Ich vermag diese amerikanischen Taschenspieler-Tricks nicht nachzumachen!" Diejenigen, welche in Indien dem Ursprung der Legende von den lebendig begrabenen und lebendig wieder ausgegrabenen Hindus nachforschten, stießen zuletzt immer auf einen Zeugen, der gerade, kurz bevor er das Entscheidende hätte aussagen sollen, verstorben war. Unsere Zeit hat die sprechenden und Kubikwurzeln ausziehenden Pferde hervorgebracht, warum sollte sie in der „Materialisation" nicht Fortschritte erzielen können? Die D . . . . . werden nicht alle!

-r.

* „Die Romantik der Chemie." Von Dr. Oskar Nagel. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen und Photographien. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. (Franckhsche Verlagshandlung.) An der Hand eines reich erfahrenen Fachmannes durchwandern wir hier das gesamte Gebiet der modernen chemischen Industrie und sehen auf diesem Spaziergang staunend die Wunder, die die Chemie heute hervorzubringen vermag.

* Ski und Skilauf." Anleitung zur Selbstherstellung von Skiern und Schule des Skilaufs von Karl J. Luther. 52. Bändchen der Sammlung „Spiel u. Arbeit" mit einem Modellbogen. (Verlag von Otto Maier, Ravensburg.)

* „Vorwärts im Leben durch Deine Kraft" Von O. Swett Marden. Autorisierte Übertragung aus dem Englischen von Prof. Viktor Sauer. (Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart.) Das Werk, das teilweise amerikanische Verhältnisse im Auge hat, kann jedem empfohlen werden, der vor der Wahl eines Berufes steht oder von seinem Berufe nicht so recht befriedigt ist; wem es an Tatkraft, Entschlossenheit, sicherem Auftreten und Beharrlichkeit mangelt, der lese dieses Buch!

* Das neueste Bändchen der „Lebensfreude": „Halt! Steh' still mein Freund", ist soeben erschienen bei P. J. Tonger, Verlag, Köln.

* „Die städtischen Bücherhallen zu Leipzig." (Verlag Otto Harrassowitz, Leipzig.) Das Werk wird besonderes Interesse in Bibliothekskreisen erwecken, aber auch für Bücherfreunde ist es gewiß lehrreich zu erfahren, wie große öffentliche Bibliotheken eingerichtet sind und wie sie verwaltet werden.

* Schranka, Dr. E. M.: „Buch berühmter Hunde." In Lexikonform bearbeitet. (Frankfurt a. M., Hans Lüstenöder.)

* „Meister der Farbe." Gemälde moderner Meister in feiner künstlerisch wertvoller farbiger Wiedergabe. 11. Jahrgang 1914. Inhalt des Februarheftes: J. Lavery: Damenbildnis; Hugo Vogel: Leda; F. A. Delobbe: Töchter des Ozeans; A. Dreßler: Waldfrieden; W. V. Scheull: Das erste Bilderbuch; A. Feuerbach: Selbstbildnis.

* „800 Scherzfragen in der Westentasche." Gesammelt und herausgegeben von Max Wesel. (G. Danners Theater- und Musik-Verlag, Mühlhausen i. Thür.)

Verantwortlich für die Schriftleitung: B. v. Rauendorf in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenbergschen Hof-Buchdruckerei in Wiesbaden.